einer rosafarbenen Kopfbedeckung hervorschimmern!“ ... Die rosaseidenen Hüte sind auch jetzt wieder modern. Mit dem Aufsetzen der sommerlichen Kopfbedeckungen hat man es hier in Paris immer sehr eilig. Beim ersten wärmenden Sonnenstrahl vertauschen die Hüte ihren Platz im Schaufenster mit dem sicher sehr viel angenehmeren auf dem welligen Scheitel einer schönen Frau. Man möchte sich schon inmitten des lachendsten Frühlings beim Anblick der vielen, auf den Kopfbedeckungen sprießenden Blumen glauben! Manche sind vollkommen mit den vollendet nachgemachten Blütenkindern bedeckt, und nur Samt- oder Taftschleifen streben hoch aus dem bunten Gewirr empor. Alle Blumen eignen sich dafür natürlich nicht, nur die kleineren, wie Stiefmütterchen, Veilchen, Vergißmeinnicht und andere. Fliederzweige in verschiedenen Farbennüancen mit winzigen, fahlgrünen Blättchen erfreuen das Auge auf dem sogenannten „schottischen Stroh“, und auf dem Rande großer, weißer Strohhüte umrahmen kostbare, weiße Straußenfedern lieblich und kleidsam die zarten Gesichtchen. Auch die Frühlingsmüsse, bei denen wir wieder die Vorliebe für Taft feststellen können, haben sich bereits in Bois de Boulogne gezeigt. Es sind eigentlich große, elegante Säcke, in die alles gepackt wird, was zu tragen unbequem ist: Portemonnaie, Taschentuch, Puderbüchschen, Lippenstift usw. Wenn sich die Damen ihre Frühjahrstoiletten machen lassen, tun sie daran gut, etwas von dem Stoff für den Muff und den Sonnenschirm aufzubewahren. Es wird alles einheitlich gehalten.

Für Hand- und Fußbekleidungen ist, wie stets, in anmutigster Weise gesorgt worden. Weiße Handschuhe für den Abend und champagnerfarbene, parfümierte Schwedische für die Besuchstoilette und Tailleurs. Der Luxus in den Strümpfen charakterisiert die Pariserin am besten. Jene sind ganz aus einem durchsichtigen, goldnuancierten Gewebe hergestellt, das von Schuhen aus Goldgaze bedeckt wird. Manche Kokette zieht über diesen Goldstrumpf noch einen zweiten durchbrochenen aus schwarzer Chantilly und kombiniert den Schuh dazu passend. So stellten sich unsere Kinderträume die kleinen aus den Wolken heraustretenden Feenfüße vor ... und die Launen weiblicher Koketterie bringen diese reinsten aller Erinnerungen heute in das Bereich der Möglichkeit ... O, du schöner Frühling von 1912, in dem sich Frivolität, Luxus und Kunst so charmant zu vereinen verstehen! Du brauchst bloß zu kommen! ... Deine lieblichen Kinder, die Frauen, stehen fix und fertig zu deinem Empfange bereit! ...

Gesundheitspflege.

* **Die angebliche Zunahme der Nervosität.** Wer zu einer Klarheit darüber kommen will, ob die gesteigerten Anstrengungen des modernen Lebens auf die menschlichen Nerven im allgemeinen und auf seine eigenen im besonderen nachteilig einwirken, muß sich erst einmal von dem durch langen Mißbrauch entwerteten Wort Nervosität freimachen. Seitdem sich jeder, der vielleicht nur durch Mangel an Erziehung und Selbstbeherrschung gegen Geräusche und dergl. empfindlich ist, als nervös bezeichnet, ist die Auffassung der eigentlich krankhaften Zustände, die in dieser Richtung liegen, sehr verdunkelt worden. Wahrscheinlich würde die Mehrzahl derer, die mit Nervosität kokettieren, empört darüber sein, wenn man diesen Ausdruck mit Nervenschwäche übersetzen würde. Und doch hat es nur in dieser Deutung einen Sinn, wenn nämlich angenommen wird, daß durch eine zu starke Inanspruchnahme die Nerven geschwächt und daher überempfindlich geworden sind. Wer an sich selbst eine derartige Erfahrung macht, sollte ihr auch klar ins Auge schauen und diesen Zustand nicht etwa noch als etwas besonders Interessantes hinstellen, das uns bei den Mitmenschen eine mitleidsvolle Aufmerksamkeit, Rücksichtnahme und etwas von dem Ruf eines Märtyrers der Arbeit oder auch des Lebens einbringt. Da solche Zustände, die mit der geistigen Verfassung in nächster Verbindung stehen, in hohem Grade ansteckend zu sein pflegen, so sollten Leute, die selbst gesund bleiben wollen, solchen Menschen, die ihre Nervosität zur Schau tragen, lieber aus dem Wege gehen, und sie könnten dabei noch das befriedigende Bewußtsein haben, auch diesen selbst den besten Dienst zu erweisen. Denn einmal brauchen die nervösen Menschen Ruhe, und außerdem würden sie vielleicht manches von ihrer Nervosität verlieren, wenn sie die Erfahrung machen müßten, daß sie andere Leute mehr abstoßen als anziehen.

* **Die Ziegenmilch in der Kinderpflege.** Im Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hause zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche fand unter dem Vorsitze des Kammerherrn Dr. von Behr-Pinnow eine von der Preußischen Landeszentrale für Säuglingsschutz und ihr nahestehenden Persönlichkeiten angeregte Aussprache über die Verwertung der Ziegenmilch in der Säuglings- und Kleinkinderpflege statt. Neben Aerzten und Verwaltungsbeamten nahmen daran insbesondere Vertreter des Deutschen Reichsverbandes für Ziegenzucht und der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft teil. Der Dirigent des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses, Professor Dr. Langstein, hielt ein einführendes Referat, in dem er das Fehlen ausreichender klinischer Erfahrungen in der Verpflegung von Säuglingen mit Ziegenmilch feststellte und ausgedehnte Versuche von mindestens einjähriger Dauer als erforderlich bezeichnete. In der eingehenden Aussprache wurden die großen Vorzüge der Ziegenzuchthaltung hervorgehoben. Die Tiere sind billig in der Anschaffung, anspruchslos bezüglich der Ernährung und Pflege; bei sauberer Haltung ist die Milch fast geruchlos. Die Zucht ist vorteilhaft, da die Tiere ihren Wert in einem Jahre etwa vervierfachen. Die Milchproduktion ist im allgemeinen gut; Jahresmengen von 1000 Litern sind nicht selten. Insbesondere für die auf dem Lande wohnenden Arbeiter, Eisenbahnangestellten, Bergleute ist die Ziege ein wertvolles Haustier. Namentlich für die Ernährung ihrer dem Säuglingsalter entwachsenden Kleinkinder ist sie angesichts der vielfach schon unangenehm vermerkten Milchknappheit und der dadurch bewirkten Darreichung minderwertiger Surrogate sehr wichtig. Mit Rücksicht hierauf verdient die Zucht und das Halten von Milchziegen intensivste Förderung. Wieweit ihre Milch auch für künstlich genährte Säuglinge Anwendung finden kann, werden die weiteren Untersuchungen ergeben, zu denen sich das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus bereit erklärt hat.

Lustige Ecke.

* Der gestohlene Ueberzieher. A.: „Haben wir uns nicht im vorigen Winter mal im Roten Hirschen gesehen? ... Ihr Ueberzieher kommt mir so bekannt vor.“ — B.: „Den besaß ich damals noch gar nicht.“ — A.: „Nein ... aber ich!“

*

* Pech. Förster: „Wie war es denn heute auf der Jagd, Herr Huber? Haben Sie viele Hasen geschossen?“ — Herr Huber: „Geschossen genug, aber die Lubers sind nach jedem Schusse aus Furcht davongelaufen!“

*

* Das moderne Wunderkind. Ein kurzsichtiger Interviewer bemerkt, als er ein Wunderkind besucht, daß es in einem Buche eifrig blättert. „Ach, wie reizend“, sagt er zu dessen Eltern, „also doch noch so viel Kind, daß es an einem Bilderbuche Freude hat!“ — O bitte“, erwiderte der Papa, „das ist ein Scheckbuch!“

*

* Im Dusel. (Am Fahrkartenschalter.) Herr: „Ich möcht' 'ne Fahrkarte.“ — Kassierer: „Wohin?“ — Herr: „Na, was haben S' denn alles?“

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 8:
„Hände“.

Wir haben so viele (112) richtige Lösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Prämie: „Aus fernen Landen“ von A. H. Fogowitz
entfiel auf **A. Teichmüller**, hier.

Rätsel.

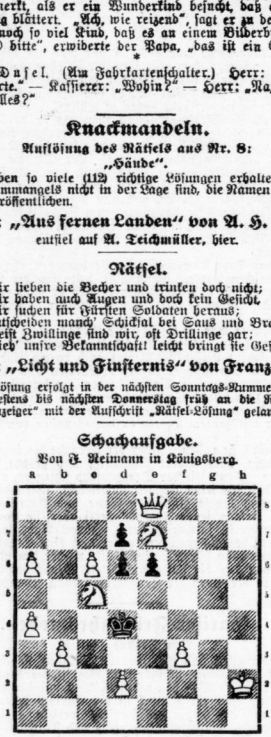
Wir lieben die Becher und trinken doch nicht;
Wir haben auch Augen und doch kein Gesicht,
Wir suchen für Fürsten Soldaten heraus;
Entscheiden manch' Schicksal bei Saus und Braus.
Meist Zwillinge sind wir, oft Drillinge gar;
Blieb' unsre Bekanntschaft leicht bringt sie Gefahr.

Prämie: „Licht und Finsternis“ von Franz Herczeg.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag** früh an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Von **J. Reimann** in Königsberg.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (10+4)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 7.
Dreizüger von Dr. E. Palkoska.
W. Ke7, Tc8, bl, Le7, h5, Bb6, c2, e6, f3.
Schw. Kd5, Be2, Le4, Ba5, a4, g2.
1. Lb5—g8, Ke6:; 2. f2. — 1. . . ., Ke5:; 2. Tb8 +. — 1. . . ., S84:; 2. Le4: +. — 1. . . ., Kd4:; 2. Lf6 +. — 1. . . ., beliebig; 2. Db5 +.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Bester von W. Knickbach — Verantwortl. Redakteur: Konrad Bohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 9 — Halle a. S., den 3. März — 1912

Frühlingsreise.

Von Dr. Wilhelm v. Scholz.

Der Winter war mir in großstädtischem Getriebe und in vielerlei Geschäften fast unbemerkt vorübergeglitten. Kaum daß ich ein paar Tage hatte auf Schneeschuhen im winterlichen Walde streifen können. Nun lockten die wundervollen warmen Vorfrühlingstage, die sehnsüchtigsten von allen, die das Land in Ahnung des Kommenden, in gebreiteten Glanz hüllen und die erste lichtwarme, allabendlich freilich noch in Kälte erlöschende Sonne bringen; jene Tage, die Ende Februar oder im März plötzlich den Winter ablösen und denen dann meist wieder Wochen rauhen, frostigen, dunklen Wetters folgen, ehe der Frühling endgültig über die lichtlose Zeit siegt, die hinter schweren Wolkenhüllen sich immer noch gegen die steigende Sonne zu halten sucht.

Die steigende, wiedergeborene, neue Sonne zieht uns hinaus auf warme trockene Wege in den kahlen Wald und ist wie eins der Sagenwesen, die gezeigen, wenn man ihnen gefolgt ist: frösteln erlischt sie um uns und läßt uns in graukalter Dämmerung draußen allein. Doppelt fühlt man dann das Bedürfnis nach heller häuslicher Abendbehaglichkeit aus dem wieder zum Winter erstorbenen Frühling — wie Faust, wenn er Feld und Auen verlassen hat, „die eine kalte Nacht bedeckt“, und nun die einsame Studierlampe anzündet. —

So mietete ich mich für die ersten Frühlingstage vorsichtig im alten behaglichen Gasthaus am Markt ein, der Kirchturmuhr gegenüber, die der kleinen Residenz- und Universitätsstadt die gemächlich fliehenden Stunden verkündigte. Das Straßentreiben rollte tief unter mir vorüber, wenn ich in meinem Giebel am erhöhten Fensterplatz dem Kirchturm gegenübersaß, der sich zwischen vielen Dächern breit vor die Höhen über dem Fluß stellte. Die sahen mit dem Violett kahlen jungen Buchenwaldes und mit braunen Rebgärten freundlich zu mir herüber. So schien mir wenigstens in dem beglückenden Gefühl, einmal alles Gewohnte abgeschüttelt zu haben, jedem Eindruck offen zu sein. In Wirklichkeit mögen sie sich mit den Bergen hinter mir begrüßt haben. — In diesem Gasthof, so alt er war mit seinen winkligen Gängen, seiner steinernen Wendeltreppe, seiner prunkenden Renaissancefassade, gab es elektrisches Licht und einen guten Wein — warme Helligkeit für die Blende, wenn die Natur draußen in Grau erlosch und man vergebens, selbst nach schönsten Tage, auf das Blau der Nacht gewartet hätte.

Ueber der Stadt lag, mitten am Hange des Waldsberg, eine Schloßruine mit einem Söller, von dem aus man über die ganze Stadt, über den Fluß und hinaus in die weite Stromebene blicken konnte, in die hinein sich, weiter flußabwärts, die Berge öffneten. Bis zur Ruine hinan stieg die Stadt in einer schönen Bergstraße, die sich breit hinaufwand. Die Villen lagen mit ihren hängenden Gärten zwischen den Lehren dieser Straße, so daß sie oben mit vergitterten Fenstern des Erdgeschosses gerade eben über den Fußsteig sehen, unten mit hohen Untermauerungen steil in die Straße hinabreichten. Sie schwebten über dem Fußgänger mit Balkonen, Loggien, welkem Geranke, wie Häuser einer italienischen Bergstadt. — Oberhalb des Schlosses aber stiegen viele, sich kreuzende und verschlingende Wege, auch eine breite Fahrstraße, in die Wälder hinein. Man konnte da und dort freigeschlagene Stellen im Walde finden, von denen aus gesehen das Schloß tief, fast schon in der Stadt lag und nun auch mit in die Weite des Ausblicks versank. —

Die schönste Sicht auf Stadt und Schloß aber hatte man vom anderen Ufer des Flusses, in der Nähe einer hochgeschwungenen alten Pfeilerbrücke, die, mit Standbildern besetzt, durch ein doppeltürmiges Tor in die Altstadt führte und sich mitten in das Bild schob. Da sah man, wie das Schloß auf einer breiten Stufe des Abhangs sich bequem über der Stadt hinlagerte und wie die Stadt, die mit kleinen Häusern und Winkelgäßchen bis an den Fluß hinabreichte, friedlich ihren Herdrauch zum alten Herrensitz hinaufwölken ließ. In der gleichen Höhe wie das Schloß drüben führte an diesem Uferberg ein schöner, fast ebener Spazierweg, von dem man immer in die sich jenseits des Flusses hinziehende Stadt offen hineinsah und auf dem des Sonntags fröhliche geputzte Menschen spazierten.

So sah die Stadt aus, in die ich gegen Ende des Karnevals einzog, um in Muße, lesend, spazierengehend, mir selbst und meinen Gedanken überlassen, den Frühling um mich werden zu lassen.

Indessen er — ganz, ganz allmählich — seine ersten Lebenszeichen gab und doch immer alles eigentlich noch kahl in die Sonne und Wärme dieser Tage hineinsah, lief ich ihm gewissermaßen voran in die Wälder ringsum und tat so, als wäre er schon längst gekommen.

Ich ging auch oft zum Schloß und lebte mich über die Stadt, wartete des Abends dort oben auf das Erwachen der Lichter in den Häusern; und bei jedem hellen Fenster, das in der Dämmerung aufleuchtete und sich den anderen gesellte, hatte ich das Gefühl, als erweitere oder vervollständige sich der Kreis der Maschinen, als werde das erhellte Leben dort unten umfassender. — Während der drei Karnevalstage, die ein graues Aschmittwochsgesicht machten, stand ich auch einmal dort und freute mich an dem Lärm der Stadt, der zu mir gedämpft heraufklang, an den unharmonischen Tuten, die da bliesen, den Trommeln, dem vielen Rufen und fröhlichen Schreien, in dem sich ab und zu das Rollen eines Straßenbahnwagens Platz machte — und an dem Geräusch vor allem, was zwischen den Dächern der engen Straßen unsichtbar aufstieg und den festlichen Taumel der Stadt in die dünnere Luft hinauftrug.

Ich ging nachher in die Gassen selbst hinab, in das Durcheinander verkleideter Menschen und bekränzter Wagen, in das pulsende Auf und Nieder der engen Hauptstraße mit ihrem von den zahllosen schurrenden Füßen aufgewölkten Staub, der sich mit Papier-Schnitzeln und -Schlangen bunt untermischt immer wieder in den Gossen hänste, und in die ohrendetäubende Mitte dieses Lärms, den ich laut, klein und doch in der Vorstellung so mächtig, unter mir gehört hatte vom Schlosse aus. —

Schon wurden die Tage länger. Ich erinnere mich manches abendlichen Heimweges aus den umgebenden Bergen: kalt sank die Dämmerung und blieb grau zwischen den Stämmen sichtbar. Ein paar einsame Amseln riefen. Die kühle der dunkeln feuchten Erde stieg auf in der Luft, aus der die Tagwärme gewichen war. Aber das kahle Holz stand gegen den Himmel voller Knospen. — Als ich mich eines Abends verspätet hatte und erst in beginnender Nacht von den Höhen hinter dem Schloß niederstieg, da überraschte mich eine weite Hinabschau; ich sah bis zum Flußlauf, in den die dunklen Vorsprünge meines Abhangs hineinzuschneiden schienen, und der war am Gegenufer mit einer langen Lichterkette besteckt, die erst in der Ebene links zu verstreuten Sternhaufen zerrissen schien. Ueber dem Ufer aber erhob sich aus den Lichtern schattenhaft dunkel in den blasseren Himmel der Berg. Ein Kettendampfer mit Schleppkähnen rasselte unten in der Nähe der Brücke und kam mit seinen Lichtern kaum merklich vorwärts. Der rhythmisch anwachsende und wieder schwächer werdende Eisenklang der klirrenden Kette kam fast unbewegt von derselben Stelle des Flusses, auf dem die Kähne mühsam hinaufgeschleppt wurden. —

In solchen Bildern und ganz alltäglichen Erlebnissen verflossen mir unmerklich einige Wochen des wachsenden Jahres, während deren ich mit rechtem Behagen als Fremder in der Stadt lebte und niemanden kannte, als den Gastwirt und einige Herren, mit denen ich an der Wirtstafel zusammentraf und ein paar gleichgültige Worte wechselte. Dies innerliche Alleinsein unter Menschen, das freie Ungekanntsein in dem ringsum jetzgefügten Organismus einer Stadt, in der ich so unbeachtet umherging, als gehörte ich zu ihr und trüge wie die andern das Meine zu ihrem Leben bei — während ich doch fremd und schauend, ohne Beruf, ohne Beziehungen anzuknüpfen, die Tage hinschlenderte — das tat mir besonders wohl. Das Tages- und Ortsinteresse reichte nicht bis

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120303020/fragment/page=0001

zu mir, kein Verkehrs- und Menschenkreis hielt mich umschlossen; noch hatte Gewohnheit mir nicht, was mich umgab, entrückt und wesenlos gemacht. Es war alles Gegenwart um mich. —

Immer später kam die Dämmerung. Die goldenen Arme meiner Turmuhr mit ihrer gravitätischen Wichtigkeit konnten jetzt noch zu einer Stunde sichtbar auf ihren goldenen Ziffern herumzeigen, während deren ich zuerst längst bei Licht und Wein hinter geschlossenen Gardinen lesend oder schreibend gesessen hatte. Und immer früher weckte mich des Morgens der leuchtende Schimmer in der Luft über Turm und Dächern, der durchs offene Giebelfenster hereinwehte. Und manchmal kamen am Tage jetzt weiße Wolken über die Berge und glitten lautlos und leuchtend über das Tal. Die abendlichen Straßen aber blieben warm, und die Leute blieben in den Türen stehen; oder sie ließen ihre Fenster offen, daß man in die hellen Zimmer sehen konnte, wenn die Bewohner nicht selber davor im Fenster lehnten. Die Kinder spielten den ganzen Tag Kreisel auf dem Pflaster. Und an den Kastanien vor der Kaserne schimmerte es grün.

Es kam hinzu, daß ich an einem Vollmondabend, als ich lesend die Vorhänge nicht geschlossen hatte und die blaue Stunde draußen, in den Gegenschein meines Lichtes, immer dunkler und tiefer hereinblaute, auf diese Dichterworte stieß: „Wir Wanderer sind das Bewußtsein der schönen Erde. In uns spiegelt sich Berg und Wald wie in einem gleitenden Fluß. Während der aber fortteilend die Bilder vergessen muß, die er empfing, bleiben sie bei uns im wundervollen Bewußtsein der Welt. Die Erinnerung läßt sie eingebettet und verwoben sein in die wie ein buntes Band langhin gesponnenen Gedanken und Gefühle, mit denen wir schritten, in denen die durchwanderte Landschaft zum Bewußtsein erwachte, ob wir nun eine helle Morgenstunde lang ein einsames stilles Tal hinaufsagen, von Sichthöhen weit ausflogen über heißes Land oder abends mit dem sichtspiegelnden Fluß hinglitten in die Dämmerung." Dann scheint der Dichter eine schöne Frau anzureden, der er entgegengeht: „Dein ist das lustig wehende Band aus Gedanken und Gefühlen, das mit mir zieht den sonnigen Weg, in das die schönen Wandertage sich verweben. Sie leuchten in dem künstlichen Muster um dein immer wiederkehrendes Bild . . ."

Noch in derselben Nacht packte ich Koffer und Rucksack. Am nächsten Frühmorgen schon schritt ich durch sonniges Rebengelände immer auf schmalen Fußpfaden in der Höhe, die leicht stiegen und sanken, einmal ein in die Berge tief hineingeschnittenes Tal weit oben im Wald umgingen, meist aber dem Zug des nordsüdlichen, nach Westen offenen Bergabfalls gleichgerichtet verliefen. Unten in der breiten heißen Stromebene, die in der Ferne mit flachem Horizontstrich verschwamm, sah ich ab und zu den Rauch der Züge oder komisch-eilige Staubwolken von Kraftwagen, die auf der Straße am Bergfluß hinliefen. Da und dort wechselte ich ein Wort zu den vereinzelten Arbeitern in den Weingärten. Ein Weinbauer wies mir an seinen Reben die vernarbten Wunden vorjährigen Hagelschlages und zeigte mir bis zu fernen Marken am Horizont den schmalen Weg, den die Hagelwolke, vom Wald herüberkommend und alle Kultur zerstörend, genommen hatte.

Als ich an die besten Lagen dieser Weinbergstraße kam, deren Namen man nicht ganz ohne Verehrung nennt, da blühten, wie lustig gewundene Riesensträuße, mitten unter den Reben weiße Mandelbäume.

Trappenschlagen.

Eine Kindheitserinnerung von F. Strazcik.

Es war die Zeit, als wir es aufgegeben hatten, die erwachende Männlichkeit dadurch zu beweisen, daß wir dem zarten Geschlecht unseres Alters unsere Huldigung durch Anrempelungen auf der Straße darbrachten, es auf der Eisbahn schmählich zu Fall kommen ließen, seine Spiele störten, und was dergleichen Eseleien mehr sind, die letzten Endes doch nur den noch nicht geklärten Zug zum Ewig-Weiblichen bedeuten. Statt dessen begannen wir, uns zu bemühen, den Gentleman zu spielen, ab und zu sein fittsam auf der Straße ein „geistreiches" Gespräch mit der jeweiligen Angebeteten zu führen, zum Geburtstag einen verschämten Strauß zu senden und den Versuch zu einem Rendezvous oder gar zu einem der Heimlichkeit wegen doppelt reizvollen Spaziergange mit der Königin unseres Herzens zu machen. Dabei fehlten selbstverständlich die kleinen Tragödien der Eifersucht nicht, die uns so bitter ernst erschienen und ab und zu einen tiefgehenden Riß in unseren Freundeskreis brachten. Die Zeit hat aber alles wieder geheilt, und keiner von all den lustigen Gesellen ist an gebrochenem Herzen gestorben. Eine ganze Zahl der Freunde von damals ist sogar nach langen Wanderjahren wieder zurückgekehrt in die Heimat, und mancher von ihnen hat sein Mädchen heimgeführt, mit dem er einst die Stunden seliger Torheiten verlebt hat. Die anderen freilich, „sie wandern, auch viele am Ziele . . . verdorben, gestorben . . ."

Eines Abends, als wir uns beim zitternden, weinerlichen Klang des Acht-Uhr-Läutens vom Rathausturm auf dem Marktplatze, unserem gewöhnlichen Versammlungsort, trafen, da schlug wie eine Bombe die Nachricht ein: Schleinitzens Albert „geht" mit Minna Michael! Franz Kuhner hatte die beiden getroffen, als sie einträchtig und weltverloren den wellenummurmelten, verschwiegenen Gang um den Schloßgarten, die „Seufzerallee" gewandelt waren.

Wäre es möglich? Unsere Minna, die Stolze, Spröde, Unnahbare, die unser aller heimlicher Schwarm war, obgleich es keiner dem anderen einzugestehen traute, deren blonde, lange Zöpfe und seltsam damit in Widerspruch stehende tiefdunkle Augen schon manch einem von uns den Schlaf verscheucht hatten, sie sollte ihr Herz entdeckt haben? Und ausgerechnet mit Albert Schleinitz, einem guten Jungen von sanfter Gemütsart, träumerischem Wesen und trotzdem unser aller gutem Kameraden, der, wenn auch sonst in den Wissenschaften gut beschlagen, allzu vertrauensselig und gutgläubig war, und dem man deshalb trotz seiner Schulwissenschaften nachsagte, er habe bei der Erfindung des Schießpulvers im Nebenzimmer gesessen. Das war zu viel für uns. Hatte die kalte Schöne für all unsere gefühlvollen Huldigungen kein Empfinden gehabt, so sollte auch der, von dem wir es am wenigsten erwartet hatten, sich ihrer Huld nicht erfreuen. Und so schlossen wir beim rauschenden Strahl des alten Marktbrunnens eine schwarze Verschwörung.

Lächerlichkeit tötet. Ob wir diese These im Wortlaut kannten, weiß ich nicht mehr, desto mehr war uns aber ihr Sinn und ihre Wahrheit geläufig, und darauf baute sich der Plan, das zarte Verhältnis zu stören. Bei unserer nächsten Konferenz am Marktbrunnen fehlte Albert nicht, denn er war für alle Fälle sorgsam vom Hause geholt worden. Bald war das Gespräch unter mancherlei Neckereien und Aufschneidereien im Gange, und die in der Tür der Bildhandlung gegenüber baumelnden Braten gaben den Stoff dazu her. Es fiel das Wort: Trappe. Robert Rittmeyer hatte es wie ganz zufällig hingeworfen, und begierig wurde es von den anderen aufgefangen.

Und dann ging es los: „Du weißt nicht, was eine Trappe ist, Albert, na, laß Dich begraben!" „Naturgeschichte schwach!" „In der Geographie unseres Nippenburg scheint er besser Bescheid zu wissen, namentlich, was die verschwiegensten Spaziergänge zur Abendzeit anbetrifft", warf ein anderer ein.

„Was soll das heißen?" fuhr der also Angeredete auf, während eine dunkle Welle über sein zartes Jungengesicht flutete, in dem zaghaft der erste blonde Flaum sproßte. „Ich meine nur so", war die beruhigende Erwiderung, „weil das eben mit dem Trappenschlagen zusammenhängt." „Was ist es denn eigentlich mit dem Trappenschlagen?" war Alberts wirklich beruhigte Gegenfrage. „Kinderleichte Sache. Freilich darf keiner weiter davon wissen, dann wollten wir schon einmal auf die Jagd ziehen." „Allerdings gehört etwas Mut dazu, Albert", mischte sich wieder einer ins Gespräch, „und Du —" „Was soll's mit mir? Ich werde Euch meine Kurage beweisen, und wenn Ihr zum Trappenschlagen wollt, dann tue ich selbstverständlich mit." Das große Wort war gefallen, und nun wurde die Unterhaltung womöglich noch lebhafter, wenn auch nicht verständlicher, denn der Ernst der Sache verbot das laute Sprechen. Am Schluß der denkwürdigen Sitzung zog Albert in tiefem Sinnen, wenn auch entschlossenen Wollens voll, seinem väterlichen Hause zu.

Auf der fränkischen Hochplatte, jener Landschaft, die sich vom Tal der Werra nach Süden gegen die lieblichen Gefilde des Maintales zu ausbreitet, ist der Gegensatz zwischen Sommer und Winter recht fühlbar. Herrscht dort in den warmen Monaten regelmäßig eine Backofenhitze, so führt der Winter ein noch strengeres Regiment und pflegt sich bereits recht bemerkbar zu machen, wenn es noch ziemlich früh im Jahre ist. Im Spätherbst pfeift dort auf den Höhen empfindlich der eisige Nordost durch die Hecken und die Nordabhänge der Berge glänzen auch tagsüber im warmen Herbstsonnenschein voll glitzernden Reifs, weil sie von den Sonnenstrahlen nicht mehr erreicht werden. Der Vollmond lag über dem Plateau des Berges, das langsam nach Süden verläuft, als eine Schar dunkler Gestalten den Bergpfad aufwärts strebte. Scheu schlichen sie am Grabe der Dunkelgräfin vorbei, die Stimmung hob sich erst, als sie den kahlen Bergwipfel erreicht hatten und aus dem Dunkel der Bäume ins freie Mondlicht traten. Noch eine Strecke vorwärts bis zum Turm, dann machten sie Halt. Ringsum kein Laut, nur der hartgefrorene Boden klapperte unter den Tritten der Gesellen.

„Hier ist der richtige Platz", flüsterte eine Stimme, „hier bleibst Du. Die Trappen werden wohl aus dem Jugendgrund heraufsteigen, und wir treiben sie geradewegs auf Dich zu, Albert. Und nun steck die Laterne an und nimm Deinen Knüttel zur Hand. Den Sack hast Du wohl auch mit, in den Du die erlegten Trappen stecken wirst." Albert murmelte etwas Zustimmendes. „Gut! Dann nimm Platz auf diesem Baumstumpf und gib gut Acht! Wenn eine Trappe blindlings auf Deine Laterne zufringt, dann schlag sie gleich ordentlich vor den Kopf und dann in den Sack mit ihr. Viel Vergnügen!"

Der angeredete Trappenjäger hörte nicht den Spott aus dem letzten Segenswunsche heraus. Er hatte sich bereits niedergelassen und sah die Genossen allmählich verschwinden. Noch eine Weile erblickte er die schwarzen Gestalten, bis sie das Dunkel der Bäume und der Bergabhang verschlungen hatten. Auch ihre Schritte verhallten nach einer Weile, statt dessen begann es bald hier, bald da zu pfeifen. „Aha", dachte der Zurückgebliebene, „sie haben sich verteilt und treiben nun die Trappen." Es pfiff ab und zu weiter,

aber immer ferner und ferner, nun noch ganz leise, dann war alles still. Nur unten aus dem Tale drang das Rollen des Eisenbahnzuges herauf, auf der Landstraße knarrte ein Wagen, auf einem Gehöft bellte ein Hund, jegliches Geräusch klang klar und deutlich durch die Stille des Abends. Manchmal raschelte dazu der Wind im dürren Laub unter dem Schlehenbusch. Albert war sehr wohlig zumute. Die stille Nacht auf dem einsamen Berg war ganz feierlich und ließ seine Lage sehr angenehm erscheinen. Dazu kam die Aufregung der Erwartung, die das Blut rascher durch die Adern treiben ließ. Die Trappen würden schon kommen, und dann war er der Held des Abends. Der Held . . . .! Auch in ihren Augen! Und Minnas blonder Kopf tauchte ihm überall im mondscheinüberspunnenen Gelände auf. Der Harrende geriet ins Träumen, und so wurden die Viertelstunden zu Stunden. Dann dachte er wieder an die Trappen, und warum diese sonderbaren Geschöpfe der Lockung seiner Laterne immer noch nicht folgen wollten. Er horchte und spähte, — nirgends ein Flügelschlag, nirgends das ihm versprochene Heranstürzen des seltenen Wildes. Still und steif saß der Trappenjäger da. Der Wind pfiff in häufigeren und stärkeren Stößen, allmählich machte er sich sehr empfindlich durch die Kleider bemerkbar. Die Finger erstarrten und hielten nur noch krampfhaft die Laterne. Zuweilen erschollen Glockentöne aus dem Tale, der Trappenjäger, der längst nicht mehr wußte, was es geschlagen hatte, harrte und harrte. Endlich, als es es nicht mehr vor Kälte aushalten konnte, siegte die Vernunft über den Jagdeifer. Albert erhob sich, packte seine Siebensachen zusammen und wanderte talwärts.

Die Trappenjagd war aus. Dafür war der kühne Jäger gehörig durchgefroren, kam aber immer noch ohne weiteren Aufwohn an die ersten Häuser der Stadt, nur voll ehrlichen Bedauerns über den Mißerfolg. Dann aber ging es ihm wie eine Offenbarung auf, und er glaubte in die Erde sinken zu müssen.

Aus der „Sachsenburg" scholl ihm, als er vorüberkam, vielstimmiges Gelächter herüber über die Straße, ein mehrfaches Quartett von allerlei Pfeifinstrumenten kam hinterdrein und dann die Rufe: „Weidmannsheil, Albert! Laß Dir die Trappen gut schmecken! Bestelle Minna einen Gruß von uns, sie weiß schon Bescheid!" Er war, wie ihm nun fürchterlich klar wurde, auf das erbärmlichste hineingefallen, und nun plötzlich kam ihm die ganze Lächerlichkeit seines Jagdausfluges zum Bewußtsein. In fliegender Hast erreichte er seine väterliche Wohnung, kroch alsbald ins warme Bett, fand aber trotz der großen Ermüdung den ersehnten Schlaf nicht.

Ein paar Tage lebte Albert im Verborgenen, ehe er sich wieder unter Menschen wagte. Dann aber holte ihn die Kameradschaft eines Abends ab, und großmütig verzieh er auch endlich auf ihr Bitten. Sie hätten es mit dieser Radikalkur ja nur gut mit ihm gemeint.

Mit Minna war es tatsächlich aus, das zeigte ihm das nächste Begegnen mit ihr. Keinen Blick hatte sie mehr für ihn, und nach kurzem Schmerz mußte sich Albert auch darein finden. Entschädigung suchte und fand er in der erneuerten und verstärkten Zuneigung seiner Genossen, die sich in der Tat bestrebten, den Spott wieder gut zu machen. Er vergaß denn auch schließlich die erlittene Unbill, und nun er von seiner Herzliebsten frei war, rechnete er sich wieder mit ganzem Herzen zu den Genossen von der Trappenjagd . . .

Die Jahre, sie rollen. Jeder der Freunde hat inzwischen seinen Weg gemacht, auch Albert Schleinitz, und gerade er nicht den schlechtesten. Denn seit der Trappenjagd schien es, als sei er nun erst wahrhaft für seine Umwelt aufgewacht. Fern der Heimat ist er heute auch längst glücklicher Gatte und Familienvater. Die eigentliche Ursache jener Jugendneckerei aber, sie starb als Braut eines anderen in jungen Jahren. Ihrem Andenken weihen die Freunde von damals zuweilen immer noch eine Stunde stillen Gedenkens, und dann hören sie im Geiste wieder den alten Brunnen rauschen, von dem die stolze Angebetete abends das Wasser holte. Er ist ihnen der Born der Heimaterinnerung geworden.

Pariser Frühjahrsmoden.

Von Yvonne (Paris).

Schneiderinnen und Modistinnen befinden sich im kritischsten Augenblick des Jahres: sie stehen im Begriff, die Frühjahrsmodelle herauszubringen. Was das bedeutet, kann nur der ganz ermessen, der um diese Zeit einen Blick in die Pariser Ateliers geworfen hat! Je nach der Größe des Hauses, werden diese Ateliers in Röcke-, Blusen-, Mäntel-, Stickereien- und Tailleurs-Ateliers eingeteilt. An der Spitze eines jeden steht eine sogen. „Première", die die zahlreichen, unter ihrem Befehl arbeitenden Angestellten leitet und dirigiert. Muß sie zu den Anproben hinunter, so wird sie durch eine „Seconde" ersetzt. Von den Arbeiterinnen hat jede ihre Spezialität: die eine macht bloß Aermel, eine andere setzt Garnituren auf, wieder eine andere näht Falten auf der Maschine usw. Die „petites mains" oder kleinen Lehrmädchen, die die einfachen Arbeiten verrichten, werden außerdem zum Besorgungenmachen benutzt. Im Augenblick der Modellschöpfungen, also jetzt, schafft die Première „Kreationen", die sie dem Chef des Hauses unterbreitet. Diese Modelle werden in Musseline angefertigt und auf Modepuppen aufgesteckt. Dann kommt die Kritik des Chefs, der die Idee annimmt, verwirft oder auch nach seinem Gutdünken umändert. Nach seinen Anweisungen werden jetzt die Modelle geschaffen, getauft und deren Herstellungspreise berechnet. Letzteres erfordert nur das Lösen einer einfachen Rechenaufgabe, bei der Multiplikation und Addition hauptsächlich angewendet werden. Hat man sich über die Preise des verwendeten Materials Rechenschaft abgelegt, fügt man 150 bis 200 Franken für die Façon hinzu und verdoppelt im allgemeinen das Ganze, um den Verkaufspreis herzustellen. Was nun die Taufe betrifft, so sucht und findet man seine Zuflucht im Konversationslexikon. Es ist natürlich sehr viel hübscher und verführerischer, wenn die weiche Stimme einer „Première" in den teppich- und blumengeschmückten Salons nach der „Louisette-Robe", dem „Zephyrmantel" oder dem „Phrynée-Peignoir" ruft, als wenn die Toiletten Nummern trügen, und ein hartes: „Eins" . . . „zwei" . . . oder „drei" . . . an das kleine rosige Ohr der gespannt wartenden Kundin dränge . . .

Aber was wird denn nun getragen werden? Alles, was hübsch ist, denn die Mode hat das an sich, das selbst ihre extravagantesten Ideen, wenn sie in Paris ausgeführt werden, reizend wirken. Eins ist sicher: wir werden sehr 20. Jahrhundert sein! Wenn auch die Schneider alte Gravüren studiert und dicke Geschichtsbücher hin- und hergewälzt haben, wenn sie auch hier die Idee zu einem Kragen und Aermel, dort die amüsanten, harmonischen Linien zu plissierten, volantbesetzten Drapierungen und schließlich gar Anklänge an die „Paniers" hervorholten, es wird doch alles dem Geschmack des Tages angepaßt sein, und die Toiletten werden sich den Anforderungen und Bedürfnissen unseres modernen Lebens zu beugen wissen. Besonders der Gedanke an die unförmigen Paniers scheint den um ihre schlanken Taillen besorgten Pariserinnen Schrecken einzuflößen. Sie können jedoch ganz ruhig schlafen: die Reifröcke Leschwören in keiner Weise die herauf, die die schönen Damen des 18. Jahrhunderts trugen und die unserer schnellebigen Zeit recht schlecht anstehen würden. Denn jene brauchten die graziöse Anmut der Sänften und nicht unser Gestöhe und Gedränge in der Untergrundbahn. Die Röcke der modernen Kleider sind oben weiter und mit Rüschen oder Volants besetzt, verengen sich aber nach unten zu immer noch genug, um die den Damen so beliebt gewordene „Linie" in ihrer „Schönheit" (!) bestehen zu lassen!

In den Stoffen ist der Taft König, und die hübschesten Versuche, die in der Beziehung gemacht wurden, sind die Marie-Antoinette-Stoffe, die über die changeantfarbenen, gestreiften Seiden geknüpft werden. Franzen und ausgezackte Zähnchen, mehrere übereinander gesetzte, mit Samt umrandete kleine Volants und leichte Spitzenrüschen umgeben die Röcke und erfreuen unsere durch allzu große Enge ermüdet gewesenen Augen. Die Hüften werden durch weise angebrachte Drapierungen und Falten nicht verstärkt, und wenn diese Drapierungen wenig scheinen, so bedeuten sie nur so mehr. Denn sie sind der Ausgangspunkt zu einer unverweiblichen Modeschwenkung. Nur allmählich merkt man ihre Absicht und ist keineswegs darüber verstimmt. Sie will die Töchter Evas eben nicht durch eine brüske, plötzliche Umwandlung erschrecken, will im Gegenteil den Blick an das Ensemble gewöhnen. Deshalb wagt sie sich zuerst auf das weite Feld der Toilettenaccessorien, ehe sie resolut aufs Ganze geht! Zu den interessantesten Frühjahrsneuheiten gehören die Kleider, die vorn in kleine Boleros und hinten in frackartige Rockschöße auslaufen. Zur Verzweiflung der armen Ehemänner sei es gleich heute schon gesagt, daß es noch immer keine Taschen geben wird, und daß sie auch fernerhin noch Schleier, Handschuhe und andere unentbehrliche Notwendigkeiten in die Tiefen ihrer Ueberzieher versenken müssen. Etwas Reizenderes als die für die modernen Roben bestimmten Stickereien kann man sich gar nicht denken. Nie haben die Feensinger aus der rue de la Paix Geschmack und Luxus so weit getrieben. Auf Tuch, Atlas, Tüll, Chiffon sind die Kombinationen wahrhaft künstlerisch: so kristallweiße Perlen, die im Verein mit rosa Jet das Innere einer gefüllten Blume bilden.

Die Farben haben sich in unserer, der Poesie abholden Zeit, die Benennung nach Blumen abgewöhnt, und Ritter Frühling wirft Nuancen wie die des „Flohs", der „Heuschrecke", des „Maikäfers", der „Libelle", des „Fliegenflügels" als modernste auf sein entfaltetes Banner schreiben. Die Schwarz- und Weiß-Symphonie, die die Mondnächte halb zwei Jahre unter ihrem Zauber hielt, will kraftvoll Farben, besonders dem Gelb, weichen. Es lebe das glänzende, königliche prächtige Gelb, das des Eies und des Goldes! Man wird alles in Gelb sehen, und Oskar Wilde dürfte mit seinem Ausspruch, daß jeder Kummer beim Anblick von gelbem Atlas in Nichts zerfließt, für den Frühling 1912 Recht behalten. Es liegen zitronengelbe Serge und so wunderbare maisfarbene Seiden in Bereitschaft, daß selbst die alte, fleckige Sonne vor Vergnügen darüber lacht und zittert! Wir werden das indische Gelb zu Ehren der Rückkehr des englischen Königspaares aus Delhi, das Gelb des „Entenschnabels" zur Erinnerung an stürmische Zeiten und das Marokkogelb, die Hoffnung der Jung-Franzosen, haben. Hurra! Hurra! . . .

Als Chateaubriand, der augenblicklich hier in Paris mal wieder so sehr in Aufnahme gekommen ist, zum ersten Mal seine spätere, charmante Frau erblickte, beschrieb er den Eindruck, den er von ihr empfangen, folgendermaßen: „Ich sah ihre blonden Haare unter

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120303020/fragment/page=0002